

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 100.

Freitag, 30. April.

1915.

Klippen.

(7. Fortsetzung.)

Roman von Helene Schebe-Geller.

Nachdruck verboten.

Sie gab sich kaum davon Rechenschaft — und doch — in diesem Augenblick fühlte sie dumpf, daß ihr etwas fehlte — sie sehnte ihren Mann herbei — sehnte sich nach Zärtlichkeit — schaute mit verlangenden Augen auf die andere, die so viel reicher war als sie, die so lieben und so geliebt werden konnte.

Ihr Bruder durfte von Glück sagen, daß er eine solche Frau besaß. Er war überhaupt eine glückliche Natur — man hatte oft gesagt, daß sie ihm glich; nur war er ernster als sie.

„Meinst du nicht, wir könnten ein wenig an den Strand gehen?“ unterbrach sie ihren Gedankengang.

„Gewiß, Eri“, — Ethel war schon aufgesprungen — „wir haben bereits den halben Nachmittag verplaudert. Vielleicht sehen wir Herrn Reimer — ein zu netter Mensch — es war doch so liebenswürdig von ihm, uns, gleich nachdem er gehört hatte, daß Bobby kommen sollte, seine Loge anzubieten. Es scheint, das große Theater ist ausverkauft — und die Masson — als Carmen — es soll großartig werden!“

„Ich freue mich so. Glaubst du's mir, Ethel, ich habe noch nie „Carmen“ gesehen. Ich brenne darauf.“

Jetzt waren schon wieder die trüben Gefellen hinweggehuscht, und als sie mit Ethel auf der Promenade längs des Strandes wandelte, wurde sie sofort wieder von dem Zauber dieses mondainen Badelbens gefesselt und sehnte kein anderes Glück mehr herbei.

Sie gingen nach dem Pier, der mehrere Hunderte Meter ins Meer hinausragt.

Es war ein großartiges Bild.

Nachts und links in schier endlosen Weiten dehnte sich der Strand aus — wie eine fata Morgana erschien am Horizont das kleine Badedorf Natwyd; auf der anderen Seite ragte der Kirchturm vom Fischerdorf Scheveningen in den Himmel.

Arm in Arm in Reihen von vier bis sechs gingen die Fischersfrauen einher — markig und groß gebaut, mit vollen, roten Armen, breiten Hüften, über die sich unzählige Unterrocke aufbauchten, und einem anmutigen, weißen Kopfpuz, der den blendenden Nacken frei ließ.

Schön waren diese Frauen und Mädchen — hatten feurige Augen, die dem Süden entlehnt zu sein schienen — waren kräftvoll und kernig — das Bild siegreicher Gesundheit. Mancher Künstler griff zum Zeichenstift, um ihre eigenartige Schönheit festzuhalten — und mancher verwöhnte Städter folgte ihnen mit heißen Blicken.

Hier und da konnte man auch Fischer sehen und mußte sich wundern über ihre ruhige, schlendernde Art, die unbeweglichen Züge und meergrauen Augen, die so ganz anders waren als die der Frauen. Vielleicht staunte auch mancher Sommerfrischler darüber, daß sie so manglos und frei sich in die Bademenge mischten und breitpurig, ohne je einem Fremden den Vortritt zu lassen, einhergingen mit dem stolzen Bewußtsein, auf eigenem Grund und Boden zu stehen. Er ist der

König in seinem Land — und der Fremde in seinem Augen nur der Vasall.

Der Strand war mit einem Schwarm von Körben bedeckt, die von hier aus wie Heu- oder Ameisenhaufen erschienen. Man sah verhältnismäßig wenig Kinder — dafür aber eine flutende, schillernde Menschenmenge, deren helle Sonnenschirme und zartgetönten Toiletten großen Blumen und Schmetterlingen gleich im Sonnenlicht glänzten.

Aus allen Ländern war man hier zusammengeströmt und hatte in die Ruhe des Scheveninger Fischerdorfes den Pulsschlag der Großstadt gebracht. — Dieses kosmopolitische, dieses Zusammentreffen auf einem flectischen Erde der verschiedensten Charaktere aus den verschiedensten Gesellschaftskreisen und Nationen gab diesem Badeort einen eigenen Reiz.

In den Konditoreien und Cafés am Strand gruppierte man sich um kleine Tische — überall wurde Musik gespielt, selbst in dem Restaurant am Ende vom Pier, in dem Ethel und Erna beim five o'clock tea am Fenster, mit dem Ausblick aufs Meer saßen.

Alle Tische waren besetzt.

Die Musiker spielten die tollsten, übermütigsten — und dicht darauf die wehmütigsten Weisen, wie sie dem Ungarn im Blut und in der Seele stecken.

Jegends etwas Brädelndes — wie Champagner Schaum — vibrierte in der Luft. Erna empfand es — ihre Natur, die so sehr nach Leben und Bewegung lechzte, fühlte sich hier wie in einer Heimat. Sie trank an dem überquellenden Vorn und fühlte sich von diesem Sonnen- und Lebenselixir berauscht.

Auf allen Gesichtern sprühte dieselbe Lust am Leben, als müßte jeder Augenblick erhascht und genossen werden. Diese gemeinsame Empfindung bildete eine Leitlinie, die Augen mit Augen, Herzen mit Herzen verband. Man wußte nichts voneinander — nichts von der Vergangenheit, nicht einmal etwas von der Gegenwart — man war sich fremd — und hatte doch das Gefühl, sich zu kennen und Menschen vor sich zu sehen, die einer Menschheit gehörten.

Man schwärmte — verliebte sich für die Stunde — einen Tag — eine Woche — konnte sich ganz dem Reize des Augenblicks hingeben und wußte, die leichten eleganten Intrigen würden mit derselben Leichtigkeit und Eleganz sich lösen, mit der sie geknüpft worden waren. Man stand unter dem Bann der gegenwärtigen Stunde und genoß sie bis zur Neige.

„Erie, sieh mal.“

Ethel wies zum Fenster hinaus nach dem Meer, das in leuchtendem Grün und Blau mit lang ausgedehnten Gischtkämmen heranrollte — donnernd und tosend, daß das Piergebäude zitterte. Eine Woge nach der anderen wälzte sich heran, brach sich zischend gegen die mächtigen Eisensphäre, die den Pier mit seinen lachenden, streunungsdrustigen Insassen trugen.

Die Riesen im Wasser schüttelten ihre weißen Mähnen — ritten auf schäumenden Rössen heran und rüttelten an dem Werk — das Menschenhände gebaut. Ein Unwetter war im Anzug.

Schwarze Wolken ballten sich am Himmel zusammen — hingen schwer am Horizont — schienen stellenweise das wütende Meer zu berühren.

Im nächsten Augenblick mußte das Gewitter ausbrechen. Schon hatte ein Blitz vom Himmel ins Meer gezuckt — und ein fernes, dumpfes Donnern war ihm gefolgt.

Der Wind peitschte das Meer, daß es immer wilder gegen den Pier sich warf — der Sturm heulte — drang durch alle Fugen und Ritzen, rasselte an Türen und Fenstern, daß man glauben mußte, im nächsten Augenblick müsse das Haus zusammenbrechen.

Die meisten Gäste flüchteten aus dem Saal in der Hoffnung, ihr Hotel noch vor dem Ausbruch des Gewitters zu erreichen. Die Hüte mußte man in der Hand tragen — am Geländer der Pierbrücke sich festhalten, um nicht zu Boden geschmettert zu werden.

Man lachte nicht mehr. Die Sommerfremden machten ärgerliche Gesichtser, und viele fürchteten sich. Aber der Wind nahm keine Rücksicht — es war, als freute er sich, mit den zarten Großstadtpuppen so zu spielen, die es gewagt hatten, ans Meer zu kommen, das ihm gehört.

Ethel und Erna Ridling waren zurückgeblieben.

Saßen noch immer an ihrem Tisch und blickten mit staunenden Augen hinaus aufs Meer.

Ein Blitz folgte dem anderen.

Drohend nahte der Donner und heischte Antwort von den Titanen drinten im Meer. Dämonische Kräfte waren entfesselt und füllten Himmel und Wasser mit ihrem zornigen Rängen.

Wie gewaltig war die Natur — wie klein der Mensch!

Geschreckengleich waren sie alle vom Strand geflohen — Strand — Promenade — Konditoreien — Cafés waren plötzlich wie ausgestorben. — Nun saßen sie im Hotel hinter dicht schließenden Fenstern und schalteten über das Weiter!

„Es wird nicht regnen“, sagte Ethel, „sieh, der Himmel klärt sich schon auf.“

Und wirklich, der Anprall zwischen Himmel und Meer war so mächtig gewesen, daß es schien, als sinke nun jedes Element erschöpft in sich zurück.

Der Sturm legte sich. Die Wolken, die am Horizont die Wellen berührten, hatten feurig rote Ränder, als hätten sie im Gesecht sich blutig gerungen.

Ethel und Erna traten den Heimweg an. Vor dem Kurhaus begegneten sie Hans Reimer.

„Auf übermorgen Abend — nicht wahr — zur „Carmen“-Aufführung?“

„Ja“ — und sie dankten für die Loge — und sagten, sie freuten sich darauf — und Bob sollte am folgenden Tag ankommen und würde Reimer besuchen.

Er schaute den beiden Frauen nach, die mit eilenden Schritten in ihr hübsches Haus dicht am Meer und ganz in der Nähe des Scheveninger Dorfes zurückkehrten.

Er dachte: „Wenn Bob kommt, werde ich noch mehr von Frau Ridling sehen können — jetzt war es etwas schwierig — zwei Frauen, wenn sie ohne männlichen Schutz in einem solchen Bade sind, halten sich zurück — und ich durfte sie nicht erschrecken — es war schwer genug! Wäre ich nicht schon bis über die Ohren verliebt, ich würde jetzt in Erna Ridling verlieben. Das Meer bekommt ihr gut — wie feurig sind die Augen geworden und wie brennt das gesunde Blut auf ihrem Gesicht — solch liebes Frauchen.“

Und dieser Ridling — —

Er zuckte die Achseln.

„Wie kann man nur? — So dacht das Glück bei sich haben — daß man nur die Sand danach auszustrecken

braucht — und es gar nicht sehen — blind und taub dafür sein!

Ob sie darunter leidet?“

Das war die Frage, die er wieder und wieder sich stellte und immer noch einigem Überlegen verneinte: „Ach nein — sie liebt ihn ja nicht — sonst müßte sie in Gilde Roswald eine Gefahr sehen und eifersüchtig werden. Sie weiß wahrscheinlich nicht, wie die Liebe den Menschen packen kann und sehnt etwas herbei, das sie noch nicht kennt!“

Reimer war nicht mit deutlichen Wünschen und Hoffnungen nach Scheveningen gekommen. Er liebte Erna Ridling und war ihr darum gefolgt, und weil das Leben ihn immer verwöhnt hatte, und er sich seines Einflusses auf die Frauen bewußt war, zweifelte er nicht, schließlich doch ihre Liebe zu erringen.

Er lebte jetzt in einer ständigen Spannung und Aufregung — in einer gehobenen Stimmung, die den nichtsagenden Erlebnissen Bedeutung verlieh. Er war kein Schachspieler — berechnete nicht seine Züge — übergab sich ganz dem Impuls seiner sprudelnden Natur und wartete auf die Stunde des Glückes.

(Fortsetzung folgt.)



Keine Ruhe ist etwas wert als die erdorbene. Der Mensch muß der Leidenschaften zugleich fähig und mächtig sein.

J. Paul.

Aus dem Leben Franz v. Defreggers.

(Zu seinem 80. Geburtstag.)

Defregger, der am 30. April von der Höhe seiner 80 Jahre auf ein an Erfolgen und Ehren reiches Leben zurückschaut, hat selbst in einer liebevollen kleinen Skizze sein beschidenes Geburtshaus in den Tiroler Bergen gemalt und damit auf die starken Wurzeln seiner Kraft hingewiesen. Lange Jahre seiner Kindheit und Jugend ist er dort oben im Elternhause, dem Ederhofe, in dem zu der Gemeinde Dölsach gehörenden Stronach, geblieben, und hier hat sich sein Wesen so weit gefestigt, daß es sich auch andern Einflüssen gegenüber durchsetzte und ihm gerade dadurch den Weg zur Höhe eröffnete. Dem Sohn des alten Bauerngeschlechtes schien der Lebenslauf vorgezeichnet, wie seine Vorfahren, so sollte auch er das väterliche Erbe bewirtschaften. Aber in dem kleinen Franz regten sich früh seltsame Kräfte, die seine Umgebung in Verwunderung setzten. Ein Formtrieb lebte in ihm, der seine Finger sich an allen möglichen Stoffen versuchten ließ, der Figuren und Tiere aus dem Teig, aus dem die Krappen gebaden wurden, schuf und der aus Rüben und Kartoffeln wunderliche Umrisse schnitzte. Mit der Schere schnitt der Knabe ganz ausgezeichnete Figuren aus Papier aus, und als er gar in dem entlegenen Dorf in den Besitz eines Bleistiftes kam, konnte er sich nicht genug tun, zu seinen Figuren nun auch Gesichter zu zeichnen. Fehlte ihm einmal der Bleistift, so mußte ihm Kreide als Malgerät und Fische, Wände und Gestein als Malfläche dienen. Jedermann im Dorfe staunte über seine Kunst, und der Vater war stolz auf das Talent seines Bubens. Einmal legte der Hirtenjunge, als der er im Dienste seines Vaters tätig war, eine etwas gefährliche Probe von seinem Zeichentalent ab. Der Vater fragte ihn, ob er einen Fünzigguldenzettel auch nachzeichnen könnte, und dem jungen Künstler gelang es so gut, daß alle staunten und einige Freunde des Vaters eine Wette abschlossen, ob man mit dem Schein jemand hineinlegen könnte. Der Versuch gelang, alle Welt sprach von dem Defregger Franzl, der Geld machen könnte, und — das Amt mißte sich hinein und zog den Jungen wegen der Fälschung zur Verantwortung. Dem Vater Defregger, der selbst Gemeindevorsteher war, gelang es natürlich leicht, seinen Sohn von dem Verdacht zu reinigen.

Dem Franzl war seine Kunst für einige Zeit damit jedoch verleidet, er muß zudem als Knecht hart auf dem Hofe seines Vaters arbeiten, er wird stumpf und müde in der Treitmühle des Alltags und vergißt ganz seine Begabung. Da stirbt der

Vater, und er wird Herr des ansehnlichen Besitzes, aber er fühlt sich nicht wohl in seiner engen Umgebung, er ist den geriebenen Händlern auch nicht gewachsen und wird überverteilt, und so beschließt er, als sein Anwesen zurückgeht, verbittert die Heimat zu verlassen und nach Amerika auszuwandern. Schließlich bleibt er doch, und nun überkommt ihn plötzlich wie eine Eingebung die Erinnerung an die Freuden, die ihm seine Zeichenkunst in Kindheitstagen bereitet, und schnell ist der Entschluß gefaßt: er will Bildhauer werden. Er ist 24 Jahre alt, als er den Hof der Väter verkauft und nach Innsbruck zum Bildhauer Stolz wandert. Als der kräftige junge Tiroler bei Professor Stolz eintritt, glaubt dieser zunächst einen Maurergefellen vor sich zu haben. Aber der junge Mensch bringt seine Wünsche und Absichten so entschieden vor, daß der Künstler bald merkt, eine ungewöhnliche Natur vor sich zu haben, und es mit ihm versuchen will. In Defregger aber ringt sich bald die Überzeugung durch, daß er zum Maler geboren sei, und Stolz führt ihn schließlich Piloty in München zu, der ihn zunächst zum Leiter der Kunstgewerbeschule schickt, von der er nach einem Jahr in die Akademie übergeht. Ein Studienaufenthalt in Paris hinterläßt keine tieferen Spuren in seinem Werke; dagegen wird eine Reise in sein tirolisches Gebirgsdorf von entscheidender Bedeutung für ihn. Einen ganzen Sommer hindurch malt er nach der Natur, macht Studien nach seinen Verwandten und Bekannten und legt damit den Grund zu der künstlerischen Eroberung seiner Heimat, die seine Lebensaufgabe geworden ist und durch die er seinen Weltruf gewonnen hat. Die Reihe der Bilder aus dem Tiroler Leben und aus der Geschichte seiner Heimat, deren erstes er schon von seinem ersten Aufenthalt 1884 nach München zurückbrachte, ist allgemein bekannt. Defregger hat sich selbst einmal sehr interessant über die künstlerischen Absichten, die er mit diesen Bildern verfolgt hat und die ihn über das Einzelerlebnis und Zufällige hinaus zum Allgemeinen und Typischen des Lebens drängen, einem Besucher seines Ateliers gegenüber ausgesprochen, als er gefragt wurde, ob z. B. dem bekannten „Salontiroler“ ein bestimmtes Erlebnis zugrunde liege. „Figuren wie jener Salontiroler“, sagte der Künstler, „begegnete einem in den Bergen, aber nicht eine, sondern Hunderte. Ihr Typus hat sich auch mir aufgeprägt. Aber mehr noch als diese Figur selbst regten mich die Findigkeit und der Scharfsinn der Tiroler Landsteute an, womit sie sofort den Fex aus der Anzahl der Touristen herausfinden. Auf jenem Wibe habe ich gerade dies zum Ausdruck bringen wollen. Als ich den „Urtauber“ malte, schwebte mir ebenso wenig eine bestimmte Szene vor, die ich erlebt hätte, wohl aber begegnete mir Typen derselben; man sieht den erwachsenen Sohn aus der Garnison kommend in die Familie eintreten und sich auf die schlichte Holzbank setzen, wo sich Eltern und Geschwister um ihn versammeln und mit treuherziger Gläubigkeit seinen wahrhaftigen Erzählungen lauschen. Ähnlich ist's mit dem Wibe hier auf der Staffelei. Der junge Krieger erzählt im Wirtshaus den Bauern seine Erlebnisse schundlos und wahr. Anders aber ist der Ausdruck hier im Wirtshaus und anders dort in der Familie.“ In solchen Bildern hat Defregger die Eindrücke, die er tausendfältig in seiner Heimat erfahren und empfunden hat, in seiner schlichten gemüthvollen Art wiedergegeben und damit sich und seiner Kunst in aller Welt viele Freunde geschaffen, die der Stunden des ruhigen Genusses, die sie ihm verdanken, an seinem Ehrentage auch in dieser sturmdurchbrausten Zeit gern gedenken werden.

22 = Bunte Welt. = 22

Aus der Kriegszeit.

Kriegsbriefmarken. Wie jeder Sport hat auch das Briefmarkensammeln seine Moden, und die neueste große Mode sind die Kriegsbriefmarken. Die bedeutende Anzahl von neuen Marken, die dem Krieg ihren Ursprung verdanken, hat nicht nur das lebhafteste Interesse der Sammler erregt, sondern auch ein großer Teil des sonst nicht Briefmarken sammelnden Publikums will diese Marken haben. In London hat auch bereits eine Ausstellung von Kriegsmarken und -postkarten ihre Tore geöffnet, und der Sammler erfährt dort zu seinem Erstaunen, daß er sich für die Kriegsmarken schon fast ein eigenes Album anschaffen muß. Es gibt schon 158 verschiedene Kriegsmarken, von denen der größere Teil von

unseren Feinden ausgegeben ist. 86 Marken kommen aus den Engländern und Franzosen, 56 rühren von Deutschen, Österreichern und Türken her, 2 von einem neutralen Land, Rumänien. Dazu kommen dann noch besondere Nuancen, wie sie durch merkwürdige Irrtümer und andere zufällige Merkmale geschaffen sind. Die rumänischen 5- und 10-Bank-Marken mit dem Aufdruck „Timbru de Ajutor“ haben den Zweck, wie es die Aufschrift zeigt, für die in Rumänien durch den Krieg geschaffene Lage durch ihren Erlös einen Beitrag zu stiften. Auch die beiden in Deutschland herausgegebenen halbpostalen Postkarten sind für wohlthätige Zwecke bestimmt. Die Rote-Kreuz-Marke des Deutschen Reiches zeigt auf der Vorderseite die Aufschrift: „Deutsche Kriegsmarke 1914“, ein rotes Kreuz und die Worte: „Auf Befehl S. M. des Kaisers zugunsten des Roten Kreuzes“. Die Rückseite zeigt das Brustbild des Kaisers und die Worte: „Ich kenne keine Parteien mehr, ich kenne nur noch Deutsche.“ Die Rote-Kreuz-Marke für Bayern trägt den Aufdruck „Kriegsmarke 1914“, ein rotes Kreuz mit der Überschrift: „Zugunsten des Roten Kreuzes“; die Rückseite zeigt das Bild König Ludwigs III. und als Unterschrift die Worte: „Viel Feind, viel Ehr.“ Wie Dr. Rumiker in „Über Land und Meer“ ausführt, hat Österreich-Ungarn die meisten Wohltätigkeitsmarken ausgegeben. Zugunsten des Roten Kreuzes wurden zwei Marken zu 5 und 10 Heller kennwert mit dem Bildnis des Kaisers und der Jahreszahl 1914 mit einem Aufschlag von 2 Heller verkauft, der dem Roten Kreuz zufällt. Ungarn überdruckte zur Unterstützung von Witwen und Waisen Kriegsgesessener seine Serie von 1 bis 25 Filler; der Überdruck heißt übersetzt: „Kriegsfürsorge. Witwen und Waisen 2 Filler“ und ist für alle Marken rot, für die 10-Filler-Marke grün. Den 5- und 10-Heller-Wertstufen der Landpostausgabe Bosniens von 1906 wurde die Jahreszahl 1914 und darunter 7 bzw. 12 Heller in roter Farbe aufgedruckt. Als „Kriegsmarke“ hat die bekannte Jubiläumsmarke von 1908 mit dem Anbild des Kaisers Franz auf der Vorderseite eine stilisierte Kaiserkrone mit der Unterschrift „Viribus unitis“ erhalten. An die Stelle der belgischen Marken sind bekanntlich die Marken des Deutschen Reiches zu 3, 5, 10, 20 Pf. getreten und führen als Kennzeichen den schwarzen Überdruck: „Belgien, 3, 5, 10, 20 Centimes“. Das gleiche ist mit den 5- und 10-Pf.-Postkarten geschehen. Die Türkei hat mit als erstes Zeichen dafür, daß sie sich von allem Ausländischen frei machen will, die fremden Postämter innerhalb ihrer Grenzen geschlossen und aus diesem Anlaß eine Sonderausgabe geschaffen mit einem zweifelhafte türkischen Aufdruck in arabischen Buchstaben, dessen Übersetzung lautet: „Aufhebung der Kapitulationen.“ Alle diese Kriegsmarken von 1914 und 1915 werden sicherlich einst einen hohen Wert haben und von den Sammlern eifrig gesucht werden.

Die Vienen als Kriegswaffe. Vom Kriegsschauplatz in Deutsch-Südwest berichteten die Engländer mit großem Nummern, daß die findigen Deutschen im Kampfe gegen sie sogar die Vienen als Bundesgenossen verwendet hätten. Wenn sie ein Vienenest finden, fangen sie es ein und schließen es in eine Riste, und wenn dann die britischen Truppen sie angreifen, lassen sie die durch die Gefangenschaft erbitterten Vienen los, die sich wütend auf die nächsten lebenden Wesen, also die Engländer, stürzen. Wenn damit die Feinde auch nicht getötet werden, so werden sie doch arg belästigt und für eine Zeit kampfunfähig gemacht. An diesen Bericht knüpft A. Genz in einem vor kurzem veröffentlichten Werk „Historique de la guerre souterraine“ an, um nachzuweisen, daß schon die Älten diese Verwendung der Vienen als Waffe gekannt hätten. Er erinnert an die Belagerung von Themiscyra durch Lucullus im Jahre 68 v. Chr. Der Belagerer hatte unterirdische Gänge ausgegraben, um die Mauern zu schwächen und in den Ort einzudringen; die Belagerten führten Kontermine über die des Angreifers und ließen sie in die ersten eintünden. Darauf ließen sie in den Verbindungsgang wilde Tiere, Bären und auch Vienen, eindringen und den Feind angreifen. Die Tatsache wird von Appianus berichtet. Auch in späterer Zeit wurden nach dem Bericht eines irischen Manuskriptes in der Brüsseler Bibliothek die Vienen einmal im Kampfe benutzt. Die Dänen und Norweger belagerten Chester, das sich in den Händen der Sachsen und Wälen befand. Die Dänen wurden durch verschiedene Kriegslisten außer Kampf gesetzt, aber die durch ihre Schilde geschützten Norweger versuchten die Mauern zu durchbrechen. Die Sachsen und die Wälen empfingen sie, indem sie große Steine auf sie schleuderten. Als die Angreifer Schutzmaßnahmen dagegen ergriffen, brachten die Sachsen eine große Menge Wasser zum Kochen und gossen es so auf die

Belagerer. „Da blätterte ihre Haut ab“, heißt es in dem Bericht. Aber noch immer waren die Angreifer nicht am Ende ihrer Künste; um sich zu schützen, spannten sie Häute aus, die das Wasser abhielten. Die Sachsen mußten wieder etwas anderes suchen, und nun versetzten sie auf die Idee, alle Bienenkörbe ihrer Stadt zu sammeln und sie auf die Belagerer zu stürzen. Diese Methode hatte einen vollen Erfolg. Die Norweger wurden so wütend von den Bienen angegriffen, daß sie über und über mit Stichen bedeckt und wie gelähmt waren. Jetzt war ihr Mut gebrochen. Was alle anderen Mittel nicht vermocht hatten, war durch die Bienen erreicht worden: die Norweger gaben die Belagerung von Chester auf und zogen ab. Daß übrigens durch zahlreiche Bienenstiche auch der Tod herbeigeführt werden kann, hat Paul Fabre in einer Arbeit, die der Pariser Akademie der Medizin im Jahre 1905 vorgelegt wurde, nachgewiesen. Die Tatsache kommt aber nur sehr selten vor.

Der Kriegsschmuck der Pariserin. Der Französin muß alles zur Befriedigung ihrer kleinen Eitelkeiten dienen, und so hat sie denn auch aus dem schrecklichen Weltkrieg, der so nahe um sie tobt, die Motive zu allerlei niedlichen „Bijouterien“ entnommen. Was dem gewöhnlichen Sterblichen als Mordwaffe erscheint, als Sinnbild dieses so kaltblütig und wissenschaftlich tödenden modernen Krieges, das wird unter ihren kleinen Fingern zu einem allerliebsten Spielzeug, an dem sie ihre Freude hat und das zu ihrem Schmuck dienen muß. Die von allen Franzosen so geliebte volkstümliche „75-Millimeter-Kanone“, die in Volksfesten gefeiert und in Gassenbauern besungene „75“, ist, wie wir einer Schilderung des „Temps“ entnehmen, das Hauptschmuckstück geworden, mit dem sich die Pariserin ziert. Als Brosche und als Nadel, als Anhänger und Ornament erscheint das wohlbekannte Bild des Geschüßes in winziger Verkleinerung, ein zierliches Kanonchen aus Nickel und Stahl, aus Silber und gar aus Gold. Die Pariserin trägt ihre „75“ um den Hals und an der Taille, am Arm und gar in den Ohren, und sie ist für sie zu einem lustigen Symbol des Krieges geworden, bei dem sie gar nicht mehr an die Schrecken denkt, die die große Schwester ihres Schmuckstückes austreut. Sie empfindet nur noch Stolz und Genugtuung bei der Erinnerung an diese Kanone, denn man hat ihr ja so oft erzählt, wieviel dieses Geschütz zur Rettung des Vaterlandes beigetragen hat, wie es schließlich den Sieg herbeiführen wird. Die junge Dame mit den seelenvollen Augen und den zarten Gesichtszügen spricht von „unserer 75“ wie von irgend einem entzückenden Schöpfungstierchen oder von sonst etwas „Süßem“, „Reizendem“. Auch sonst ist der Schmuck der Pariserin kriegerisch geworden. Außer Fäbuchen, Schleifen und Rosetten mit den Farben der Verbündeten bringt er winzige Nachbildungen von allerlei Kriegsmaschinen, Bajonette als Ziernadeln und Granaten oder Torpedos als Broschen. Viel getragen wird auch eine ganz mysteriöse Bierrat, der sog. „Schlüssel des Sieges“, eine Art Stiel aus Metall, der in Form eines Ringes zusammengerollt ist und an den Finger gesteckt als Talisman dient. Was dieser „Siegeschlüssel“ für einen tieferen Sinn birgt, ist das Geheimnis des Ersinders, der, wenn er auch wenig Verstand in die Sache gelegt hat, so doch desto mehr dadurch bewiesen hat, daß er sie in den Handel brachte, denn er verdient damit viel Geld. Es gibt auch noch andere und merkwürdigere Schmuckstücke, die mit dem Kriege zusammenhängen. „Ich sah am Halse einer Dame“, erzählt der Berichterstatter, „ein Medaillon, das aus einem formlosen Stahlstück bestand, umschlossen von einem feinen Goldreif. Es war die deutsche Kugel, die sich in der Brust des Gatten der Dame befunden hatte, der, geheilt, wieder ins Feld zurückgeführt ist.“

Londoner Brotsucher. Die Engländer verbreiten Lügennachrichten, nach denen in Deutschland Hungersnot herrscht, und veröffentlichten gefälschte Bilder, in denen lange Reihen von Deutschen dargestellt sind, die auf die Verteilung von Nahrungsmitteln warten. Wenn sie solche Bilder in Wirklichkeit sehen wollten, könnten es die Briten näher haben. Sie brauchen dann nur einmal in der Morgenfrühe durch die Londoner Straßen zu gehen. Daß es arme Wesen gibt, die hier stundenlang auf altbackenes Brot warten, das sie bezahlen müssen, zeigt eine Schilderung, die Margaret Bell unter dem Titel „Die Brotsucher“ im „Daily Chronicle“ veröffentlicht. Auf einem nächtlichen Streifzuge fällt ihr diese „Londoner Szene im Kriegszeiten“ auf; sie stößt auf eine Gruppe Kinder, die zusammengedrängt in einem Torweg sitzen. Ihre milden

Köpfe sind herabgesunken, und ihre Augen sind geschlossen. Hier sitzen sie nun schon nachts um 3 Uhr und warten auf die frühe Morgenstunde, da sich die Tür öffnen und ein Bäckerlehrling sie nach ihrem Begehre fragen wird. Die Kinder waren in jedem Alter von 6 bis 14 Jahren. Und jeden Morgen sitzen sie da, an die kalte Mauer gelehnt, und warten, bis bei der Verteilung des altbackenen Brotes die Reihe auch an sie kommt. Zum größten Teil sind es Mädchen. Eine Frau ist dabei; man sieht ihr an, daß sie vorzeitig gealtert ist. Ein und wieder öffnen sich die schmalen Lippen und sie stößt einen heiseren Husten hervor, der ihre Schultern erbeben läßt. In ihren Augen glüht ein fiebriges Licht; es ist das Licht des Leidens. „Ich habe zwölf Kinder“, erzählt sie mir, als der Husten ihr etwas Ruhe läßt, „das hier ist eines von ihnen. Es ist 12 Jahre alt. Wir müssen hierher kommen, seitdem das Brot so teuer geworden ist. Hier bekommt man es noch am billigsten.“ Ein leiser Wind blies um die Ecke und fuhr durch die knospenden Niederbüsche des Platzes. Sie zog das Tuch etwas fester um ihre Schultern. Ein Stück abseits von dem Torwege warf ein Feuer seinen Schein über das Steinpflaster. Ein Polizist stand daran und wärmte sich die Hände. „Warum gehen Sie sich nicht dort wärmen?“ fragte ich sie. Sie lächelte. „Ich komme zeitig, um einen guten Platz zu erlangen. Wenn ich weggehe, würde er mir wohl weggenommen werden.“ Aber das Feuer lodte sie an, wie es die Kinder lodt, die sich im Torweg drängen. Und während sie hinging, um sich etwas zu wärmen, nahm ich den Platz ein, den sie verlassen hatte und zu dem jetzt der Duft von frischem Brot aufstieg. „Ich möchte so gern mal ein bißchen frisches Brot haben“, sagte eines der Kinder, „aber ich glaube nicht, daß ich je welches bekommen werde. Wir sind elf bei uns zu Hause. Und Mutter sagt, daß das altbackene Brot sogar schon zu viel kostet. Was ich heute für eine Mark bekomme, soll für zwei Tage reichen.“ Die StraÙe ein Stück weiter hinunter sehe ich das rote Licht eines Kaffee-Ausschanzes. Wenn er nur näher wäre. Ich zählte die kleine Gruppe um mich herum. Es waren jetzt dreizehn. Zwölf Kinder, die von allerlei Badewerk und buntem Bäderzeug träumen sollten. Dieser Kaffeeverkäufer lodte mich an, der rote Lichtschein war wie ein Finger, der mich durch den Nebel zu sich heranzwinkte. Ich zählte die paar Silbermünzen in meinem Beutel. Ja, es würden genug sein. Und als die blasse Mutter von dem Feuer zurückkehrte, stahl ich mich die StraÙe hinunter zu dem anziehenden Kaffeestand. Es war vielleicht ein eigenümlicher Anblick, aber, eins weiß ich genau, die Freude, diese armen, seligen Brotsucher den Kaffee schlürfen zu sehen, hätte selbst dem Blasiertesten einen tiefen Eindruck gemacht. Die Masse von Lächeln und Nützen wuchs immer mehr an, bis es kein Menschenknäuel mehr war, sondern eine lange Reihe, die sich die StraÙe hinaufstreckte. Mit dem Instinkt, der aus der Erfahrung geboren wird, stellten sich die Knaben an einer Seite der Tür auf, die Frauen und Mädchen an der anderen. Es waren ein paar Frauen unter ihnen, die die gerechte Reihenfolge der Sade und geklumpten Rissenbezüge stören wollten. Manche waren viele Kilometer hergelaufen und schon die Aussicht, auf dem Rückweg noch eine Last Brot mit sich schleppen zu können, machte sie froh. Denn gerade in diesem Laden sind die altbackenen Brote billiger als in Geschäften, die ihren Wohnungen näher liegen. Als die Turmuhr 6 schlägt, da wird es lebendig in dem Laden. Narren erscheinen plötzlich, und Bäckergehilfen tragen große Mulden mit frischen Broten heraus. Wie gierig schauen die 43 Paar Augen nach diesen Broten! Wie gern möchten sich diese 66 Hände nach den zwei oder drei Broten ausstrecken, die in den Schmutz fallen, und dann mit den anderen zusammen aufgeladen werden. Nun kommt jemand aus dem Laden heraus. In großer Erregung drängen sich die Brotsucher näher an die Tür. Die blasse Frau mit dem Husten ist die erste. In rauhem, barschem Ton spricht nun jemand; er sagt, vor jetzt ab werde das altbackene Brot 6 Uhr abends verkauft werden. Enttäuschung auf allen Gesichtern. Die Kinder kommen zu spät aus der Schule, um dann noch einen guten Platz zu bekommen. Man hat sich an dieses Steben in der Morgenfrühe gewöhnt; vielleicht werden jetzt mehr kommen, und alles wird schlechter werden. Und dabei ist das der billigste Laden weit und breit. Die vielgestaltigen Sade werden von dem groben Manne etwasefamelt, ebenso die Pfennige und Schillinge. Dann kommen die Sade etwas voller wieder als die vorher waren, und die Hände strecken sich eifrig danach. Ein Brotstück, das frisch 35 Pf. kostet, kriegt man altbacken schon für 20 Pf. Die ersten können sich die besten Stücke auswählen; die letzten müssen sich mit ausgetrockneten Broden begnügen. Der Nebel hebt sich; das Straßenleben beginnt, und das kleine Heer der Brotsucher eilt fort, jeder mit seiner kostbaren, schwer erkämpften Last. . .

Der Landbote.

Volkstümliche Wochenbeilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 4.

— o Erscheint allmonatlich. —

1915.



Tied eines Deutschen in der Fremde.

Von Konrad Krez.*)

Kein Baum gehörte mir von deinen Wäldern,
Kein war kein Palm auf deinen Roggenfeldern,
Und schublos hast du mich hinausgetrieben,
Weil ich in meiner Jugend nicht verstand,
Dich weniger und mehr mich selbst zu lieben,
Und dennoch lieb' ich dich, mein Vaterland!

Land meiner Väter, länger nicht das meine,
So heilig ist kein Boden wie der deine!
Nie wird dein Bild aus meiner Seele schwinden,
Und knüpfe dich an mich kein lebend Band,
Es würden mich die Toten an dich binden,
Die deine Erde deckt, mein Vaterland!

Ach, diese Buben!

Von Michael Kahlhaas (Fasung bei München).

„Das ist für meinen Herrn eine furchtbar harte Zeit“, sagte die Haushälterin Christine, und meinte damit den quieszierten Gymnasialprofessor Hugendubel und die blutigen Tage und Nächte, die jetzt der Herrgott aus seinem Kriegsmantel schüttelt über die halbe Erde hin.

Der Kleinkaufmann Wadernagel aber fragte völlig verständnislos: „Warum, Fräulein Christine?“ und maß mit einer im Aufruhr der Gegenwart immer seltener werdenden Objektivität in Christines Petroleumlampe einen halben Liter ein. „Schaut er denn vielleicht sein Bett für einen Schlingengraben und seinen immerwährenden Regenschirm für ein Maschinengewehr an?“

„Das nicht“, entgegnete die Haushälterin ernst, „aber daß der Weltkrieg alle seine Urteile und Meinungen, wie er sagt, über den Haufen wirft, das schmerzt ihn unsagbar.“

„So, so, seine Urteile und Meinungen“, und Herr Wadernagel zählte, als wäre dies ungleich wichtiger, das Middelgeld nach und strich es ein. Er hätte vielleicht noch beigefügt, daß der Weltbrand damit wohl den geringsten Schaden stiftete, wenn nicht gerade ein neuer Kunde den Laden betreten und daraufhin Christine sich entfernt hätte.

„Christine!“ rief, kaum daß sie zu Hause und in ihrer Küche wieder angelangt war, Professor Hugendubel, „Christine!“

„Was gibts?“

„Können Sie sich erinnern, Christine . . .“

„Nein.“

„Antworten Sie erst, wenn Sie meine Frage vollständig gehört haben! Dann aber frisch und laut. Können Sie sich noch erinnern an meinen ehemaligen Schüler Karl Polder?“

„Den Lauskuben?“

„Ja. Ich lese nämlich soeben, daß der Kriegsfreiwillige Karl Polder aus Nummenbach . . .“

„Das ist er! Rotarssohn aus Nummenbach.“

„Antworten Sie nicht mehr, als Sie gefragt sind, Christine! . . . daß der Kriegsfreiwillige Karl Polder aus Nummenbach das Eiserne Kreuz erhalten hat.“

„Für was? Denn damals hat's nicht danach ausgesehen, als ob er noch einmal einen Orden bekäm. Und von der Frau

Secretär Huber können Sie heute noch hören: ein so nichtsnutziger, unbändiger, durchtriebener Wechselbalg von einem „Herrn“ Gymnasialen hat weder vorher noch nachher bei ihr gewohnt. Und seit fünfunddreißig Jahren beherbergt die Frau solche Gelehrte! Wissen Sie noch, Herr Professor, wie er Ihre karierte Sommerhose, die im Garten zum Trocknen hing . . .“

„Lassen Sie das, Christine! Es ist vergessen, und im übrigen, wie ich Ihnen immer sage: in einer Zeit, wo eine Welt in Flammen steht, können unsere individuellen Meinungen über Menschen und Dinge, und hätte gleich ein Lebensalter daran gebaut, nicht unerschüttert bleiben. Karl Polder hat das Eiserne Kreuz. Punktum. Zweiter Klasse selbstredend. Wie so viele andere auch. Sehen Sie sich!“

Christine hatte im Erdgeschoß, vor der Küchentür stehend, die aus dem ersten Stockwerk des Grillenhäufels erklingende Ansprache entgegengenommen, und da sich jetzt am oberen Treppendeck zwei Stiefel — sonst war für die Unterstehende vom Redner nichts zu sehen gewesen — zum Gehen wandten, so lehnte auch sie in die Küche zurück.

Aber nach einer Weile riefen die zwei Stiefel schon wieder: „Christine!“, und Christine rief zurück: „Tijja!“, wie jemand, der es nicht liebt, in ernstesten Berufsgeschäften nur so zum Zeitvertreib eines anderen unterbrochen zu werden. Indes, die Stiefel oben gaben nicht nach, bis unten, vor der Küchentür, zwei Filzschuhe erschienen; dann jedoch erklärten sie, daß das Häufchen erklang: „Es ist auch sonst ein höchst merkwürdiges Geschehen, Christine. Tagelöhner und Handwerksgehilfen vollbringen jetzt Taten, wie einstmal die trojanischen Fürsten und Helden. Ja, in manchem Betracht . . .“

„Wollen Sie, Herr Professor, im Apfelstrudel viel oder wenig Weinbeeren drin haben?“ fragte da Christine als gewöhnliche Ruhniekerin der so losbaren Zeit mitten hinein.

„Schweigen Sie, wenn ich von Troja spreche! . . . Taten, sage ich, in manchem Betracht, wenn wir beispielsweise auf die selbstgeigten Kampfmittel, die erhöhte Gefahr, die ruhige Selbstverständlichkeit des heroischen Entschlusses blicken, sogar noch erhabener als die eines Achilles, und — sie finden keinen Homer!“ Und in tiefer Melancholie lehnten die zwei Stiefel in ihre Studierstube und mürrisch die beiden Filzschuhe in ihre Küche zurück. Es kam aber doch noch an den Tag, wie es Professor Hugendubel, der eigentlich nur in der klassischen Vergangenheit lebte, in der Gegenwart mit den Weinbeeren im Apfelstrudel gehalten wissen wollte; denn er ging noch einmal bis an die Treppe vor und rief: „Christine! — Christine! Möglichst viele Weinbeeren, wenn anders deren Import die Kriegsfurie noch nicht unüberwindliche Hindernisse entgegenstellt hat.“

Als diesertalben Christine abermals bei der Firma Wadernagel versprach und dem Kaufmann, während er die Weinbeeren abwog, den Schmerz ihres Dienstherrn ausmalte, daß unsere Braven draußen für ihre Geldtaten keinen Homer fänden, da sagte Herr Wadernagel, der sich von seinen gymnastischen Probejahren her eine höchst reizbare Abneigung gegen die antike Literatur bewahrt hatte: „Gott sei Dank!“ und behändigte ungerührt der Haushälterin die Tüte.

Seitdem waren mehrere Wochen ins Land gegangen. Die Bürger schafften und vertrauten, die Frauen hofften und beteten, die Soldaten ertrugen und kämpften, und Professor Hugendubel rief: „Christine! — Christine!“, und bis in sein Arbeitszimmer wurde sie diesmal zitiert. „Sie stehen“, hub hier der Gelehrte an, „nachgerade lange genug in meinen

*) Der Verfasser, ein Rheinpfälzer, wanderte nach dem badischen Aufstande 1849 nach Amerika aus, wo er in Milwaukee als Lehrer wirkte.

Diensten, Christine, um einzusehen, daß zu der Perfektform *pépuli*, mit dem Nachdruck auf der ersten Silbe, das *Supinum* einzig und allein nur lauten kann — wie?"

Christine schwieg. Wohl diente sie seit achtzehn Jahren treu und ergeben ihrem Herrn, wohl war ihr aus dem lebensfernen Garten seiner Wellenschauung manch Samen Korn angefliegen und in dem lodernen Erdreich ihrer naiven Vorstellung in wunderlichen Formen aufgegangen, doch sie schwieg.

"Ich will es Ihnen für dieses eine Mal sagen, Christine: pulsum. Und wissen Sie, welches *Supinum* Karl Volder in seiner grenzenlosen Leichtfertigkeit ersonnen hat? — *Péculum*. *Péculum*, Christine! Und jetzt hören Sie!" Er nahm die Morgenzeitung vom Tisch und las vor: „Der Offiziersstellvertreter Karl Volder aus Nummenbach hat in einer der leichtvergangenen Nächte von unserer Vorpostenstellung bei . . . aus die Maas durchschwommen, hat auf dem jenseitigen, von starken feindlichen Kräften besetzten Ufer mit ebensoviel Geschick wie Bravour die ihm gestellte Aufgabe gelöst und ist heil wieder zurückgekehrt, indem er eine ihm entgegentretende feindliche Patrouille niederschloß und, vom Feuer des alarmierten Feindes verfolgt, ein zweites Mal den Fluß durchschwamm. Den außerordentlich wertvollen Ergebnissen seiner todesmutigen Erkundung ist nicht zum geringen Teil der letzte Erfolg unseres dortigen Vorstoßes zuzuschreiben. Dem Tapferen wurde vom kommandierenden General eigenhändig das Eiserne Kreuz 1. Klasse angeheftet.“ Professor Hugendubel sah seine Haushälterin an und sein Blick fragte: „Nun, was sagen Sie zu diesem Aufstieg nach einem *Supinum* wie *péculum*?"

Christine sagte: daß der Volder Karl gut treffe, das wisse sie, seit er damals mit seinem Flobergewehr in die karierte Sommerhose des Herrn Professors einen Kreis, Loch an Loch, wie die Weltkugel, hineingeschoßen habe; daß er aber jetzt, bei dem eiskalten Wasser, auch noch einen Fluß durchschwimme, das habe sie nicht erwartet; sie könnte es jedenfalls nicht leisten und gönne deshalb dem Karl das Eiserne Kreuz in jeder Klasse.

„Christine!“ erwiderte Professor Hugendubel. „Wie oft muß ich es noch sagen: es ist kleinlich, in unserer großen Zeit immer wieder jenes weit zurückliegende Vorkommnis zu erwähen.“

„Weil es eine Gemeinheit ist. Wenn ich zum Trodnen die Hose im den Garten häng . . .“

„Ruhe! — Die Tat ist durch Rektorsstrafe gesühnt und dann, Christine: wissen wir denn, ob nach den subtilen Verfeinerungen unseres Kaufgesetzes nicht gerade jene pietätlose Begebenheit als stählende Übung für Auge und Hand die verborgene Voraussetzung bildet für die Überwältigung der Patrouille durch Karl Volder und somit weiterhin für den Sieg der deutschen Fahnen? — Ich sehe, Sie lachen. Zeugen Sie nicht! Warum lachen Sie?"

„Weil Sie's zuletzt noch so hinstellen, als ob den Weltkrieg Ihre karierte Sommerhose entscheiden tät.“ Damit aber traf Christine es nicht; denn Professor Hugendubel wies mit dem ausgestreckten Arm nach der Tür und schrie: „Entfernen Sie sich! Sofort! Ich sollte es längst wissen, daß sich mit Ihnen ein höherer Gedankenaustausch nicht pflegen läßt“, und Christine ging. Was hat er doch über den Volder Karl geschimpft!, dachte sie. In keinen alten Schuh hält' der Bub mehr hineingepaßt. Dumm und frech hat er ihn genannt und einen Nagel zu seinem Sarg und einen faulen Apfel, aus dem nur ein Taugenichts werden könne, aber niemals ein Mann, und jetzt jagt er mich seinetwegen aus dem Zimmer! Ja, ja, der Weltkrieg.

Und wieder rollte die Zeit auf blutigen Tagen durch Heimot und Fremde. „Krieg“, sprach es aus allen Augen, „Kampf“, tönte jedes Wort, und wie Sporentritt kitzte das Denken. Um diese Zeit las Professor Hugendubel im Morgenblatt und die Augen wurden ihm naß, als er las und wieder las, daß unsere jungen Truppen unter dem Gesang „Deutschland, Deutschland über alles“ stürmten, siegten und starben. Dann aber sprang er jählings auf, zitierte wiederum Christinen, wiederholte ihr das joeben Gelesene, und las ihr weiter vor: „In diesem Kampfe hat sich unermüdeten Vorbeerrungen die 5. Kompagnie des Reserve-Infanterie-Regiments Nummer . . ., die, aus einem flankierenden Gehölz hervorbrechend, eine feindliche Batterie im Feuer nahm, die Position bis zum Eintreffen von Verstärkung hielt und so den Tag entschied. Ihr Führer, Leutnant Karl Volder . . .“

„Jesus, Maria und Joseph!“ schrie Christine.

„Jetzt spreche ich. — Ihr Führer, Leutnant Karl Volder aus Nummenbach, derzeit schwer verwundet im Lazarett zu Brettingen, ist für die höchste Kriegsauszeichnung, den Militär-Mag-Joseph-Orden, vorgeschlagen. — Und das bedeutet“, fügte der Professor erläuternd bei, „nicht mehr und nicht weniger als: Karl Ritter von Volder!“

Christine wischte sich mit dem Schürzengzipfel die Augen aus und sagte in Ergriffenheit: „Und wie lang wird's her sein, — keine acht Jahre, daß Ihre karierte Hose . . .“

„Wahrnehmen Sie nicht länger ein Kleidungsstück, Christine, das, streng genommen, schon damals seine Zeit erfüllt hatte!“

„I wo! Mir geht ja bloß der Volder Karl so nahe, weil er so Schweres durchzumachen hat für sich und uns, und weil es“ — jetzt fing sie auch noch zu schluchzen an — „so schön ist, wenn einer so hoch hinaufkommt, dem's einmal ganz anders prophezeit worden ist. Er wird ja doch am Leben bleiben, der brave Kerl! O Gott, Herr Professor, was wird die Frau Sekretär Guber, was wird der Herr Wadernagel dazu sagen!“

Nun, die Frau Sekretär Guber sagte so: sie habe sich von jeher im stillen gedacht, aus dem Volder Karl, aus dem werde noch einmal etwas ganz Besonderes; in des Knaben Blick und aus diesen und jenen unscheinbaren Zügen wollte sie den bedeutenden Charakter mit Sicherheit erkannt haben. Und der Kaufmann Wadernagel sagte: „Das ist einfach, Fräulein Christine. So ein Bub, der vor lauter Temperament nicht weiß, wo ein und aus und deshalb bald dem einen mit einem Stein in die Fensterscheibe, bald dem anderen mit ein paar Freunden auf den Kirschbaum gerät, so ein Bub braucht nur einen Weltkrieg, und er ist auf dem rechten Fleck. Sehen Sie, Fräulein Christine, wie damals der Volder Karl meinem Nachbarn sein Mutterschwein aus dem Hof herausgesprengt und mir in den Laden hereingejagt hat, und wie da das Tier in seiner Verlegenheit mir den Ballon Salatöl umrannte und flugs durchs Schaufenster wieder hinaus war, wenn ich's nicht im letzten Augenblick noch beim Schwänzchen erwischt hätte. — Fräulein Christine, damals war ich auch sehr wenig für den Karl eingenommen. Aber heute weiß ich, daß es solche Buben geben muß. Ja. Unbedingt. Damit wir nicht immer — und das sagen Sie nur ganz ungeniert dem Herrn Professor! —, damit wir nicht immer und ewig die homerischen Helden brauchen, die abgestandenen, darum müssen wir solche Buben haben.“

„Om —“, sagte Professor Hugendubel, als ihn Christine das Gespräch berichtete, und ging mit großen Schritten in seiner Stube auf und nieder. „Grundlegende Werte, Christine, monumentale Begriffe, wie Kartenhäuser wüßt sie dieser Krieg hinunter! Neue Persönlichkeitsmache zwingt er uns auf und formt so unser eigenes Wesen um!“

„Es ist ein rechtes Kreuz“, sagte Christine.

Er hörte nicht darauf, schritt sinnend weiter. „*Pepulum!* *Pepulum!*“ stöhnte er. „Und doch, und doch!“

„Wie war's denn wieder einmal mit einem Sonnenblätterabsud?“ fragte Christine.

„Christine!“, er blieb vor ihr stehen. Ist mein Reisefoffer imstand?“ Sie sah ihn bestürzt an. Seit Jahren hatte er den Burgfrieden nicht mehr verlassen. „Sorgen Sie, Christine, daß er gut imstande ist! Hören Sie! Und packen Sie ein: ein halbes Duzend Taschentücher, drei Paar Socken, ein Paar Hausschuhe, die schottische Nachtlade, den großen Lungenküßer, die grobe Leibbinde, einen Topf Frühlingsbrustsirup und was sonst zu einmaligem Übernachten vonnöten. Haben Sie gehört?“ Christine stand fassungslos. „Brettingen soll nicht umsonst in zwei Stunden von hier aus zu erreichen sein. Ich will nämlich Herrn Volder besuchen und ihm sagen, daß er ein ganzer Mann geworden ist. Verstehen Sie, Christine, ein ganzer Mann.“

Vollshumor u. Volksbrauch im Taunus und der Mainlande.

Von Archivar a. D. F. W. G. Roth.

II.

Auch die Lebensführung hat ihre volkstümlichen Seiten. Um 1800, der Periode größter Geldnot und tiefster Erniedrigung Deutschlands, war die Lebensweise im Taunus eine ärmliche. Kaffee war unbekannt. Milchsuppe, Kartoffelsuppe und „Braunmehlsuppe“ kam auf den Morgentisch, häufig auf den Mittagstisch und Abendtisch, wenn nicht Dörmilch mit Kartoffeln „in der Montur“ an der Reihe waren. Bohnen-

suppe und Erbsen war etwas Selteneres mittags bei Schweinefleisch und Sauerkraut. Der Grundton der Esserei war die Kartoffel. Dabei hatten die Leute gesundes Blut und gaben den Bahnärzten nichts zu verdienen. Der Winter stand im Zeichen des „Wuzzenfleischs“ und der Wurst, bei Kraut, weiße und gelbe Rüben. Zeitweise gab es „Harrnknochen“, Möhre von Buchweizenmehl; frisches Fleisch war den Hochzeiten und der Kerb vorbehalten. Auch Melbengemüse ward bereitet, war aber wegen dessen drastischer Wirkung weniger beliebt, im Sommer viel Salat. An den langen Winterabenden brannten die Leute Kienspäne, „Saalfett“ oder Tran, Unschlittlichter oder „Anschellicht“, Gutlicht und geläutertes Öl vom eigenen Napfsbau, Vornehmere, wie der Pfarrer, Schultzeiß und Lehrer, hatten ihre Studierlampe mit grünem Schirm, später Stearin- und Paraffinkerzen, Moderateurlampen. Die Leute, welche in den Küchen bei den Kienspänen blieben, hielt man für geizig, und nannte solche „Spänbrenner“. Dem allen machte das „Erddöl“ ein Ende. Damit waren die Zeiten der Lichtpulschere vorbei. Wenn eine größere Haushaltung alle halbes oder Viertelsjahr wusch, einen Tag ward „gebaucht“, einen Tag eingeweicht und herausgewaschen, beim Kochen eine Unmasse Holz verbrannt. Es konnte eine Hausfrau von Glück sagen, wenn Donnerstags das Waschen begann. Dann ward ausgewaschen, gebläut, getrocknet (oft auf dem Kirchenspeicher), und wenn nach 10 bis 14 Tagen die Wäsche gebügelt war, war die Sache gut verlaufen. Von den Kosten schweigt die Geschichte, aber das Volkstum kam nicht zu kurz. Abends ward Wolle gesponnen, und halfen auch die Männer dabei. Solche, die spinnen konnten, trifft man unter älteren Jahrgängen immer noch. Pfarrer Fiedner zu Eppstein, Lehrer Roth zu Niedernhausen, Gemeinssmann Jähst zu Brenthal und ein Kellheimer Mann waren mit Friedrichsdorf bei Homburg v. d. G. die Verbreiter des Wollspinnens zu Eppenhain, Schloßborn, Ehlhalten, Rodenhäusen, Ober- und Niederjosbach sowie Niedernhausen. Von 1808 bis 1811 wurden 201 Zentner 99 Pfund Rohwolle verteilt und zu 52 782 Strängen mit 8512 Gulden Arbeitslohn versponnen. Mit der aus Friedrichsdorf gelieferten Rohwolle wurden 1808 bis 1811 im ganzen 7000 Gulden verdient. Lehrer Roth bekam für die Versorgung 2 Heller vom Strang oder 430 Gulden 51 Kreuzer, welchen Zuschuß der Mann bei einer spärlichen Besoldung gebrauchen konnte. („Gemeinnützige Blätter“ 1. 1899. S. 108 bis 104.)

Das Volkstum zeigt eine Eigenart in den Volksfesten. Früher kam in den katholischen Orten nur die Kirchweih und die Fastnacht zur Geltung, die protestantischen kannten nur die Kirchweih oder „Kerb“. Das genügte fürs ganze Jahr. Eine enorme Zahl „Platz“ oder Kuchen ward am „Kuchebadesamstag“ gebacken, einerlei, ob das Mehl bezahlt war oder nicht. Der Bursch ward mit 19 Jahren „Kerweborscht“ und tobte sich aus, denn das Jahr darauf ward er Rekrut, dann „schaffte“ und heiratete er, wenn es ging. Als „Kerweborscht“ hat mancher in wenig Tagen 40 bis 50 Gulden „verblüht“. Und damals war das Geld rarer und wertvoller als heute. Nicht zum letzten trugen die fahrenden Leute zum Volkstum der „Kerb“ bei, Glücksspiele mit Würfeln und Messerwerfen, Lotteriespiel mit wenig Gewinnen und viel Mieten, das Kaisertheater, lauter Leute, die ihr Originelles hatten, im Sommer arbeiteten, um im Winter ihre Renten zu verzehren oder zu hungern. Hier und da hat sich der „Gidelschlag“ und die Gammelverlosung noch erhalten. Früher ward auf den „Kerben“ viel geprümkt. Manches war aber auch urwüchsig. Am letzten Sonntag im April vor der Kirchweih (ersten Sonntag im Mai) wurden zu Schloßborn die Mädchen an den Reißbieten versteigert. Ein redensfähiger Bursch empfahl in oft derber Weise deren Vorzüge und bestimmte den Preis. Dieser ward nie, wohl aber ein entsprechender Beitrag zur Kerbemusik und dem Gammelverlosen geleistet. Die Mädchen zeigten ihr Vermögen durch eine möglichst große Zahl Bänder auf ihren Röcken an, was die Eitelkeit weckte. Mancher arme, aber verlobte Bursch mußte seine Braut für die Kerb und ein ganzes Jahr einem anderen überlassen, denn das Mädchen durfte nach der Versteigerung nicht mehr mit einem anderen gehen. Die Abirgebliebenen wurden dann zusammen versteigert und verteilt. Als die Burschen mit Schreien und Peitschenknallen fast die ganze Nacht Unfug trieben, der Tanz vor der Kirche mehrfach in Streitigkeiten ausartete, verbot Schultzeiß Nau auf Geheiß des Eppsteiner Kellers den Gebrauch 1724. Heimlich erhielt sich die Sache trotzdem. Die Mädchen wurden heimlich verteilt, auf Brautstand Rücksicht genommen, die Bänder an den Röcken hielten auf. Die Bur-

schen bekamen nach der Verteilung einen Zettel mit dem Namen des ihnen zugeteilten Mädchens, das nun, festlich zum Tanz gepußt, von allen Burschen zu Hause abgeholt ward. Der Tanz vor der Kirche ward wieder erlaubt. Gätte ein Bursch das ihm zugeteilte Mädchen ausgeschlagen, so wären Feindschaften der Familien die Folge gewesen. Der Bursch mußte ein Jahr lang das Mädchen auf die Kirchweihen führen und freihalten. Untersagt ward 1728, daß die Mädchen ihre Burschen in der Musikantenpause von 12 bis 1 Uhr nachts mit nach Hause nahmen und bewirteten, aus bekannten Gründen. Wichtig als Volkstum sind im Taunus erloschene Pfingstbräuche. In der Oberjosbacher Mark liegen das Pfingstbörnchen und die Pfingstweide, in der Brenthalen Mark der Pfingstborn. Auf Pfingsten tranken bei Sonnenaufgang die Mädchen Wasser aus dem Pfingstborn oder wuschen sich damit, was schön machte und die Männer anzog. Auch konnte man im Bach das Bild des Künftigen sehen. Aber ungesehen mußte es geschehen. Auf der Pfingstweide war dann nach der Vesper Pfingstfeier mit selbstgebrautem Wein und Tanz, wozu die Burschen vor Pfingsten im Ort gesammelt hatten. Tanz und Bier war dafür frei. Laubhütten nahmen die Gäste auf. Manche Verlobung fand hier statt. Die französische Revolution beseitigte diesen Brauch, der als solcher 1683, 1765 und 1754 wegen der Schlägereien mit Fremden verboten ward, dann aber nach 1812 als Pfingstfest auf dem „Kippel“ wieder auflebte. Zu Eppstein fand auf Pfingstdienstag der vom Ortsvorstand und Lehrer mit der Jugend geleitete Pfingstflurgang noch statt. Er ging um die ganze Mark, dauerte mehrere Stunden, vor der Kirche ward das Ortsweistum über die Mark verlesen, und dann an die Beteiligten ein Trunk Wein, 1614 bereits Bier verabreicht. Mit 1614 erlosch dieser Gebrauch, nachdem er 1583 eingeführt worden war.

Der Kuckuck im Volkstum.

Wenn im Walde die Knospen schwellen und das junge Grün mit Macht hervordrängt, dann stellt sich auch der Kuckuck wieder ein und begrüßt mit seinem Ruf den jungen Frühling. Ein rechter und echter Frühlingsverkündiger ist er uns geworden, dessen Ruf von jung und alt und selbst von sonst recht prosaischen Leuten mit Befriedigung begrüßt wird. Auch dem alten Deutschen war der Kuckuck schon ein Frühlingsverkündiger, sie sahen ihn als einen Boten Donars, des Frühlings- und Donnergottes, an. Der Vogel galt deshalb schon den alten Deutschen als Glücksverkündiger, und das ist er im Volksglauben auch heute noch. Wenn der Kuckuck zum erstenmal ruft, und man Geld in der Tasche hat, mit dem man klumpen kann, so wird es einem im ganzen Jahr nicht daran mangeln, so sagt der Nassauer. In manchen Gegenden Deutschlands muß man sich beim ersten Kuckucksruf im Gras wälzen, dann bleibt man das ganze Jahr von der Gicht verschont. Auch die Gabe der Weissagung soll er besitzen. „Kuckuck, wie lange lebe ich noch?“, fragt man wohl in ganz Nassau, und zählt gewissenhaft die Zahl der Kuckucksrufe; denn diese Zahl gibt die uns vom Schicksal noch bestimmte Zahl der Lebensjahre an. Den jungen Mädchen in den nordischen Ländern soll er in ähnlicher Weise die Zahl der Jahre verraten, die sie noch ledig bleiben. Überhaupt muß nach dem Volksspruchwort der Kuckuck ein sehr kluger Vogel sein. „Das weiß der Kuckuck“, ruft man unwillkürlich aus, wenn man über irgend etwas keine Auskunft zu geben vermag.

So häufig, besonders in den Morgenstunden, der Kuckucksruf auch ertönt, wer hat den merkwürdigen Vogel gesehen? Unter hundert Menschen kaum einer. Man muß schon allerlei Kunstgriffe anwenden, um den scheuen Gesellen zu Gesicht zu bekommen. Geheimnisvoll streicht er durch die Wälder, um gegen die Raupen zu Felde zu ziehen. Aber aus Scheu, verbirgt er sich, wenn ein Mensch sich ihm nähert. Das Geheimnisvolle hat ihn auch wohl in Beziehung zum Teufel gebracht, an dessen Stelle er in volkstümlichen Ausdrücken tritt. Dieser Volksbrauch mag wohl erst aus der Zeit des Mittelalters stammen, als man ja in allem und überall die Hand des Teufels sehen wollte. Weil man vor ihm eine heillose Angst hatte, so scheute man sich gar, seinen Namen auszusprechen, und wählte allerlei andere Benennungen. So mag man wohl auch auf den Kuckuck gekommen sein. Beispiele solcher noch heute gebräuchlicher Redensarten sind: „Hol dich der Kuckuck“, „Scher dich zum Kuckuck“; „Da soll der Kuckuck dreinschlagen“. Der Teufel, der Vater der Lüge, gilt allgemein als leicht zu betrügen, als leichtgläubig. Ebenso der Kuckuck. Das glaub-

der Kukud", hört man sagen, wenn etwas Unglaubliches gemeldet wird. Wie der Teufel gilt der Kukud als leichtfertiger Geselle, „Der Gauch“ heißt er daher auch. M. Claudius verwertet diesen Volksbrauch, daß dem Teufel der Kukud seinen Namen leihen muß, in seinem Rheinweinsied: „Der Wodsborg ist der lange Herr Philister, Er macht nur Wind wie der; Drum tanzen auch der Kukud und sein Küster auf ihm die Kreuz und Quer“. Mit des Kukuds Küster bezeichnet der Volkswitz den scheuen und übertriebenen Wiedehopf.

Mit des Kukuds Ruf als Teufelsvogel hängt wohl auch die Sage von seinem Verwandlungsvermögen zusammen; denn gilt der Teufel als Zauberer, warum nicht auch der Kukud? Er soll sich nach der Volksjage, die schon den alten Römern bekannt war, im Winter in einen Sperber verwandeln. Der Aberglaube, der auch bei uns noch nicht ganz ausgestorben ist, mag wohl entstanden sein, weil beide Vögel an der Unterseite mit dunklen Quertwelen geziert sind, und weil das Gefieder an der Oberseite bei beiden im allgemeinen ähnliche Färbung zeigt. Auch die Vögel kennen die Verwandlungskunst des Kukuds. Nach einer Fabel fliehen die kleinen Vögel ihn, weil aus ihm doch bald ein Sperber werde.

Daß dieser im Volkstum wurzelnde Kukud auch im Volkslied nicht vergessen werden konnte, ist selbstverständlich. „Der Kukud auf dem Baume saß, es regnete und er ward naß“, heißt es von ihm, der für seinen Schatz ein Ringelein bestellt. Auf dem Baume saß auch der Kukud, nach einer anderen Weise, den ein Jäger tötete, aber „Und als ein Jahr vergangen war, da war der arme Kukud wieder lebendig“. Dann nach einem dritten Lied war der Kukud ein kluger Mann, der sich 10 Weiber zur Bedienung nahm. Von unseren Dichtern läßt besonders Hoffmann v. Fallersleben den Kukud gern auftreten: „Kukud! Kukud! ruft's aus dem Wald“, und die Kinder singen's als eins ihrer liebsten Lieder. Und dann im „Winter, abel!": „Gehst du nicht bald nach Haus, lach dich der Kukud aus". W.-N.

Umschau.

Nicht der letzte Strohdeder. Daß mit dem verunglückten Strohdeder Heinrich Wiederstein aus Ilfurth der letzte Strohdeder des Westerwaldes dahingegangen sei, wie eine aus dem „Raffauer Woten" übernommene Notiz in Nr. 8 des „Landboten" besagt, das trifft nicht zu. In Rißler, in Hefgigt und in Nord leben je ein Mann, die die Kunst des Strohdedens verstehen und gelegentlich noch heute Teile von Strohdächern erneuern. Wenn aber in einer Gegend des Westerwaldes, in der verhältnismäßig früh das Strohdach zu schwinden begann, noch Deder sich finden, so darf vermutet werden, daß auf dem hohen Westerwald die Zahl der Strohdeder noch größer ist. W.-N.

Förderung der Kufbaumzucht. Zur Förderung der Kufbaumzucht empfiehlt der Landrat des Kreises Münden einen vermehrten Anbau dieses Baumes. Die Gemeinden haben bis zum 18. April zu berichten, was von ihnen selbst oder von Privatbesitzern bisher in dieser Sache geleistet worden ist. W.

* **Aus dem Rannerbäderland.** Von seiner blühenden Steinzeugindustrie hat die Gegend zwischen Lahn und Sahnbach ihren Namen. Der Krieg hat hier auch deutlich seine Spuren hinterlassen. Wandert man heute durch das Rannerbäderland, so ist von der „Eulerei" nicht viel zu merken. Nur die Vorräte von braunen und grauen Krügen erinnern noch daran. Die Ofen, in deren Feuer zu Friedenszeiten die schönsten Erzeugnisse Westerbälder Steinzeugkunst zu hartem Stein brannten, liegen fast alle kalt und still, schon seit Wochen und Monaten. Der Hauptabnehmer, das Ausland, darunter auch Amerika, ist von uns abgeschnitten durch Englands Blöcke. Das Inland aber macht in diesen Tagen für Dinge dieser Art nicht das nötige Geld flüssig. Die Mehrzahl der „Euler" steht zudem im Felde. Nur ein Teil der Steinzeugindustrie, die Herstellung der gewöhnlichen Steinzeugwaren (Blauware) ist noch aufrecht erhalten. Töpfe und Kannen, Tannen und Krüge stellt man noch her für den Gebrauch im Haushalt, in Gefangenenslagern (Wasserkrüge). Doch auch hier beginnt die Produktion bereits die Nachfrage zu übersteigen, so daß in absehbarer Zeit auch da ein Stillstand eintreten wird. In einzelnen Ortschaften (z. B. Siggert), wo man in der Hausindustrie allerlei Kleinigkeiten, die in ihren Formen auch der

Kriegszeit entsprechen, Sparsbüchsen in Form von Granaten, Pfeifen mit dem Kopf Gindenburgs usw. herstellt, rauchen nur wenige der kleinen Ofen. Hoffentlich wird nach einem baldigen Frieden das ehemals so herrlich blühende Eulergewerbe, wenn die Meister und Gesellen wieder heimgekehrt sind, wieder frisches Leben zeigen. Schon einmal hat ein großer Krieg daselbst zerstört (30jähriger Krieg), daß es Jahrzehnte darniederlag. Hoffen wir, daß die Wirkungen des Weltkrieges 1914/15 nur eine vorübergehende Störung bedeuten. C. R.-D.

Kriegslieder. Immer noch tönen die kriegerischen Saiten der Poeten. Es sind nicht immer schöne und gute Klänge, die dabei herauskommen, und nur wenig ist darunter, das man auch später noch schätzen wird. Hierzu gehören die religiösen Gedichte für die Kriegszeit von Gustav Schäfer, die unter dem Titel „Gottes Sturmflut" im Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart als 80 Seiten starkes Bändchen erschienen sind. Freilich, auch in den Gedichten Schäfers befindet sich trotz der durchweg schönen Sprache und anderer Vorzüge manches, was uns ganz und gar nicht gefällt. Es ist eben schwer, den Krieg in religiösem Lichte zu erklären, und da stellt sich gar leicht dort die Abwehr ein, wo die christliche Weltanschauung verfaßt. — Von ein paar weiteren Kriegsliederbüchchen schreiben wir den Titel auf: „Deutsche Kriegslänge". Erstes Heft. Ausgewählt von J. Albrecht, Herzog zu Mecklenburg. Verlag von A. F. Hoesler in Leipzig. — „Das Fährlein Licht an der Stange". Kriegslieder von Richard Nordhausen. Verlag von Otto Rippel, Hagen i. W. (M. R. ist ein guter Bekannter; seine Kriegslieder gehören zu denen, die wenigstens augenblicklich nicht ganz wertlos sind). — „Wir und Österreich". Kriegslieder 1914/15. 3. Heft. Ausgewählt von Gustav Falke. (Hanseatische Druckerei und Verlagsanstalt in Hamburg). — „In gleichem Schritt und Tritt". Neue Kriegslieder nach bekannten Weisen. Allen Waffengattungen gewidmet von Robert Baumann. (Berlin N.W. 23, Hugo Schilbergers Verlag). — Max G. Zimmermann, „Waffenklänge 1914/15". Verlag von Gerhard Stalling, Oldenburg i. Gr. — „Frei-Kugeln" von Caliban. (Verlag von Otto Rippel, Hagen i. W.) (Wer die Art und Weise des bekannten Caliban vom „Tag" liebt, der wird das Büchchen willkommen heißen). — „Deutsche Kriegslieder", entstanden beim Ausbruch und während des Weltkrieges 1914. Gesamtheit und abgedruckt zum Besten des Roten Kreuzes. 4., 5. und 6. Heft. (Verlag von Hugo Willich in Chemnitz). — Ein recht ansprechendes Büchchen ist das im Verlag von Walter Schöndung in München erschienene, von Waldemar Vonckels: „Kanonier Grimmbarts Kriegsberichte", mit Zeichnungen von Paul Neu. Diese prächtigen, im wahren Sinne des Wortes humorvollen Verse mit ihren heiteren und ernsten Zeichnungen, geben ein vollstündiges Bild des großen deutschen Krieges, wie in dieser Art bisher nichts Ähnliches vorliegt. — In demselben Verlag ist ein anderes billiges Büchchen erschienen, das uns besonders gut gefällt. Es heißt: „Was die Soldaten singen". Eine Auswahl der besten Soldatenlieder. Dieses Büchlein bringt zum erstenmal eine nicht allein vollständige, sondern vor allem echte Auswahl der Soldatenlieder, wie sie in vergangenen Zeiten und jetzt tatsächlich gesungen worden sind und gesungen werden. Auf die Auswahl und Sichtung der Texte ist viel Sorgfalt verwandt und der Wortlaut mancher Lieder ist nach sicheren und natürlichen Quellen in Klaffern und vom Felde her korrigiert und ergänzt worden. Das Buch wird nicht allein allen Beteiligten der Heimat, sondern vor allem auch unseren Soldaten selbst eine willkommene Gabe werden. — Auch das im Verlag von Braun u. Schneider in München erschienene illustrierte Werkchen: „Es gilt", deutsche Kriegslieder und Gedichte, empfehlen wir gerne der Gunst unserer Leser. Wir irren wohl nicht, daß die Sammlung den „Fliegenden Blättern" entstammt.

Deutsches Soldatenbuch. Der Schubverband Deutscher Schriftsteller (Berlin-Wilmersdorf, Kaiser-Allee) hat eines der besten unterhaltenden Kriegsbücher herausgegeben, die wir kennen, das „Deutsche Soldatenbuch". Hier wurde ein Zusammenarbeiten von Schriftstellern der verschiedensten Parteien und Richtungen unter gemeinsamen Gesichtspunkten versucht, und es ist etwas Gutes dabei herausgekommen. Das Buch verdient, weiten Kreisen bekannt zu werden. Es enthält Beiträge von Gottlieb Traub, Dr. C. Peters, v. Kirchhoff, Ludwig Thoma, Graf v. Revenstow u. a. Wir finden im Feindesland stehenden Angehörigen eine große Freude machen will, der schide ihm das illustrierte, ausgezeichnet ausgestattete und verhältnismäßig sehr billige „Deutsche Soldatenbuch".

Der Nachdruck der mit einem * versehenen Beiträge ist nur mit genauer Quellenangabe erlaubt, der Abdruck aller anderen Original-Artikel ohne Genehmigung der Schriftleitung nicht gestattet.